



Foto: Regine Hendrich

▶ Die Linzer Autorin Margit Schreiner führt durch ihre Lese- und Bibliotheksbiographie

Fünfzehn Arten der Kunst, Büchereien zu benützen

Autorin: Margit Schreiner

1 Von der Wiege bis zur Bahre

„Von der Wiege bis zur Bahre“ ist der Titel, den ich, als ich gefragt wurde, ob ich heute diese Rede halten möchte und ich zusagte, aber der Titel der Rede sofort feststehen musste, am liebsten gewählt hätte. Ich dachte dabei nicht nur an die alte sozialdemokratische Forderung, sondern vor allem auch an die verschiedenen Büchereien meines Lebens. Ich habe dann aber recht bald eingesehen, dass es ein wenig lukrativer Titel ist und war auch plötzlich selbst nicht mehr ganz sicher, ob ich zu einem Vortrag mit diesem Titel gehen würde. Schade eigentlich. Das liegt bestimmt am Zeitgeist. Niemand hält heute viel davon, dass der Mensch sich von der Wiege bis zur Bahre auf seinen Staat verlassen kann. Warum eigentlich? Es wird uns überall weismacht, dass dies der Freiheit des Menschen, seinem

Glück und seiner Entfaltung im Wege steht. Hand aufs Herz: Steht es Ihrem Glück im Wege, dass Sie um die Ecke eine Post haben, die Züge pünktlich fahren, die Kindergärten Platz für Ihren Sohn oder Ihre Tochter haben, dass Sie das Schulzimmer Ihrer Kinder nicht selbst ausmalen müssen, dass Sie krank- und pensionsversichert sind, arbeiten und eine gut bestückte Bücherei besuchen können? Der Mensch ist ein seltsames Wesen. Wieso kann er nur glauben, dass er selbstbestimmter ist, wenn er wie ein Wiesel durch die Stadt läuft auf Schnäppchenjagd, abends telebankingerweise durchs Internet hetzt, auf diese Weise seine Reisen, Tickets und Hotels organisiert und seine Bücher in unübersichtlichen Allerleishops selber kauft?

Ich stelle mir vor, mein Vater wäre am Abend vor meiner Geburt noch einmal schnell mit dem Fahrrad in die Bücherei auf dem Spallerhof gefahren. Diese wäre nicht viel größer gewesen als unsere Wohnung

in der Muldenstraße. Eine rundliche Dame mit blondem Haarknoten und Brille hätte seinen Ausweis kontrolliert und seine Wünsche notiert. Dann wäre sie mit meinem Vater die Bücherregale entlanggegangen und sie hätten gemeinsam für meinen Vater Bücher herausgesucht. Auf der Rückfahrt hätte er dann hinten auf dem Fahrrad einen Stapel Bücher festgeschnallt: Darunter „Die bunten Steine“ von Stifter, dem Lieblingsautor meines Vaters. Während er meiner Mutter aus „Turmalin“ vorgelesen hätte, hätten die Wehen eingesetzt.

Des weiteren stelle ich mir vor, dass mein Mann am Abend vor meinem Tod noch schnell mit dem Auto in die Bücherei im Wissensturm in Linz, der bis dahin voraussichtlich längst fertig gestellt sein wird, fahren wird. Er wird in der Tiefgarage parken und mit dem Lift in den, sagen wir, siebten Stock der Bücherei hinauf fahren. Dort wird er am Computer rasch die Liste der Bücher zusammenstellen, die er mitnehmen will. Darunter werden Bücher von Borges sein, den ich unbedingt am Ende meines Lebens noch einmal lesen möchte. Ich werde, die „Universalgeschichte der Niedertracht“ lesend, sterben. (Oder, wer weiß, „Die Inschrift des Gottes“.)

2 Italienisch

Es gibt zwei Wege zu dem Haus im Weinberg, in dem ich einige Jahre lebte. Der eine Weg führt durch den ganzen Ort, vorbei an der Kirche San Roccho, biegt dann rechts ab, führt an der Casa Baldi, einem deutschen Stipendiatenhaus, vorbei, vorbei am Friedhof, wo nachts die Laternen ausgehen, wenn man näher kommt, und schlürfende Geräusche zu hören sind, die entweder von der Wasseranlage her rühren, oder, wie die Einheimischen sagen, von den Toten stammen, die nachts durstig durch den Friedhof schweifen, weshalb auch kein Einheimischer so wie ich in der Nähe oder gar hinter dem Friedhof übernachten würde, all die Häuschen in den Weinbergen sind nicht zum Übernachten gedacht und die Bauern gehen morgens um vier Uhr früh ins Land und kehren im Sommer bereits um elf Uhr Vormittag, im Herbst und im Winter erst abends zurück zu ihren Frauen in den Wohnungen, unten im Ort.

Den zweiten Weg nehme ich, wenn ich nicht will, dass mich jemand sieht. Das kommt oft vor. Ich möchte nicht stundenlang in der sengenden Hitze stehen und mit Bekannten über die Literatur und die Welt philosophieren. Und bekannt sind mir hier alle Menschen. Alle Menschen hier sind Philosophen. Deshalb biege ich ganz unten im Ort in eine kleine Nebengasse ein, gehe den sehr steilen Weg zwischen den Häusern hoch und erreiche nach fünf Minuten einen Pfad, der nach rechts abbiegt und bald in den Weinbergen verschwindet. Genau an der Biegung steht ein stilles gelbes Haus. Vor

dem Haus ist ein verwilderter Garten. Er muss einmal sehr prächtig gewesen sein, denn es wachsen hier immer noch Palmen, Bananenstauden, große Ohrenkakteen, Oleander- und Lorbeerbäume wild durcheinander. Die Bougainvilleen haben jeden Halt verloren und klettern im Sommer zwischen Palmen und einem schiefen Rosenbogen leuchtend orange und rot geduckt durch den Garten. Im Frühsommer stürzt an einer bestimmten Stelle des einfachen Maschendrahtzauns ein violetter Wasserfall aus Glyzinien herab. Das große Gartentor ist immer mit einem rostigen Vorhängeschloss versperrt. Die grünen Jalousien des Hauses sind sommers wie winters herabgelassen. An der Hauswand ist ein kleines golden blinkendes Schild befestigt, das ich aber vom Weg aus nicht lesen kann. Über das stille gelbe Haus habe ich viel fantasiert. Ich habe mir ausgemalt, es sei das Versteck eines römischen Liebespaares gewesen, das, von den jeweiligen Ehepartnern entdeckt, in den Doppelselbstmord getrieben worden sei, was auf dem kleinen goldenen Schild stehe, oder aber das Schild erinnere an jenen Adeligen, der im 17. Jahrhundert in dem Ort geboren und später zuerst Bischof und dann Papst geworden sei und hier sein Sommerhäuschen beibehalten habe. Oder es weise auf jenen dänischen Weltenbummler hin, der eines Tages im Ort aufgetaucht war, um sich vor den Gespenstern der von ihm bereisten Urwälder und Steppen und denen des ewigen Eises zu verstecken und der eines Tages mit Schaum vor dem Mund tot aufgefunden worden war.

Eines Mittags im Sommer, als der kleine Ort wie ausgestorben da lag und keine Menschenseele weit und breit zu sehen war, kletterte ich über den Gartenzaun. „Libreria cittadina“ stand auf einem kleinen Messingschild, Öffnungszeiten: Mo–Do 10 bis 12 Uhr und Freitag 18–20 Uhr. Die Tür war mit einem Querbalken verrammt.

3 Jede Woche

Ein ehemaliger Lebensgefährte hatte in Schreyahn ein neunmonatiges Stipendium bekommen. Schreyahn liegt in Norddeutschland, in der Nähe von Lüchow Dannenberg, und ist ein so genannter Rundling. Das heißt, die Vorderfront aller Häuser liegt mit den Eingangstüren rund um einen Hof, in dessen Mitte eine riesige Eiche steht. Nach hinten hin verbreitern sich die Häuser. Dort liegen auch die meist dazugehörigen Felder. Wir lebten in dem Stippi-Haus, wie der reaktionäre Bauer uns gegenüber es nannte. Er hatte einen Hund, den er schlug, wenn er sich mit den Stippis anfreundete. Der arme Hund musste einiges hinnehmen, um mit mir spazieren zu gehen. Das tat er aber täglich. Dabei wurde er immer schlauer. Am Ende unseres gemeinsamen Spazierganges trennte er sich von mir und lief in großem Bogen zu seinem Bauernhaus zurück, sodass es so aus-

sah, als käme er von ganz woanders her. Der Bauer schlug ihn trotzdem. Den Komponisten, der ebenfalls ein Stipendium in Schreyahn bekommen hatte, nannte er „das Bürschlein“. Ich arbeitete sehr gut in Schreyahn. Wenn ich das Geld hätte und es mir aussuchen könnte, würde ich gerne überall so großzügig und immer nur vorläufig leben. Ich hatte ein großes Zimmer mit Fensterfront auf die Eiche, so dass ich alles sah, was in dem Rundling vor sich ging. Die Einrichtung unserer Wohnung bestand aus gewissen Modulen, die man zu Tischen oder Bänken oder Kommoden zusammenstellen konnte. Einmal die Woche kam eine Putzfrau und putzte alles. An dem Tag fuhr ich jeweils in die Bücherei in Lüchow Dannenberg. Ich hatte damals das alte Auto meines Vaters, das von fünf Startversuchen dreimal nicht ansprang. Mehrmals hat mich der reaktionäre Bauer mit dem Traktor angeschleppt.

Die Bücherei in Lüchow Dannenberg war seltsam bestückt. Zunächst fand ich überhaupt nichts, was mich interessierte. Oder vielleicht erinnere ich mich auch falsch. Vielleicht war sie gar nicht seltsam bestückt, sondern ich hatte damals seltsame Literaturinteressen und fand darum nichts in der Bücherei. Bis ich Agatha Christie entdeckte. Ihre bekanntesten Krimis hatte ich schon gelesen, aber damals, in Schreyahn bei Lüchow Dannenberg, wurde ich süchtig. Und fündig. Es ist unglaublich, welche Mengen von Kriminalromanen Agatha Christie geschrieben hat und dass sie alle in der seltsam bestückten Bücherei in Lüchow Dannenberg zu haben waren. Ich schleppte jede Woche riesige Stapel in das unzuverlässige Auto. Weil die Bibliothekarin wusste, dass ich die Freundin des Schreyahner Literaturstippis war, und mir die vielen Agatha-Christies peinlich waren, nahm ich auch ab und zu einen Handke oder einen Thomas Bernhard mit. Tag für Tag schrieb ich entweder an „Mein erster Neger“ oder ich ging mit dem Hund des reaktionären Bauern spazieren oder ich las Agatha Christie. Dazwischen beobachtete ich die Vorgänge auf dem Rundling. Dass ich auch schlief, daran erinnere ich mich nicht. Auch nicht daran, was mein damaliger Lebensgefährte den ganzen Tag machte. Ich nehme an, er schrieb ebenfalls, wenn er nicht gerade auf das heftigste mit dem reaktionären Bauern uns gegenüber stritt oder mit dem Komponisten, der den ganzen Tag Klavier spielte. Was mir an Agatha Christie besonders gefiel, war ihre Methode, von einem Verbrecher auf den anderen zu schließen, bloß weil ein Mensch an einen anderen erinnert und der wiederum an einen anderen. Das war genau meine Methode vorzugehen. Mit der Zeit erinnerte der reaktionäre Bauer mich an den verbitterten Landadeligen in „Mord in der Bibliothek“ und dieser wiederum an meinen damaligen Lebensgefährten. Einen Tag, nachdem ich den letzten Kriminalroman von Agatha Christie ausgelesen hatte, verließ ich Schreyahn zwei Monate vor Ablauf des Stipendiums meines Lebensgefährten fluchtartig. Die Bibliothekarin fragte mich bei meinem letzten

Besuch in der Bücherei, ob ich eine wissenschaftliche Arbeit über Agatha Christie schreibe und ich sagte: Ja. Die Bibliothekarin erinnerte mich an Miss Marple und ich wollte sie nicht enttäuschen.

4 Unrentabel

Das macht man so: Man leiht sich jedes Mal, zum Beispiel alle drei Wochen, ziemlich viele Bücher aus und überzieht dann die Ausleihszeit, weil man entweder vergisst, wann man die Bücher ausgeliehen hat und wann man sie folglich zurückbringen sollte, oder weil man gerade auf Lesereise in Polen oder auf Kurzurlaub in Italien ist, oder man will die Bücher, die man ausgeliehen hat, gerade nicht lesen und bekommt genau dann Lust darauf, sie zu lesen, wenn man sie zurückbringen sollte, vergisst dann aber, um telefonische Verlängerung anzuschauen und behält die Bücher doppelt so lange, als man sie behalten dürfte, noch dazu ohne die geringste Ahnung zu haben, wann genau man sie ausgeliehen und wann genau man sie hätte zurückbringen sollen, bringt sie dann irgendwann zurück, die Bibliothekarin schaut einen mit hochgezogener Augenbraue an, missbilligend schaut sie, und zwar nicht das erste Mal, denn es ist zum soundsovielten Mal bereits passiert, dass man vergessen hat, wann genau man die Bücher ausgeliehen und wann ungefähr man sie zurückbringen hätte sollen, da kann man mit keinem Verständnis rechnen, mit keinem Pardon und schon gar nicht mit Gnade, sondern da zahlt man und zwar gnadenlos. Man zahlt schon seit Jahren immer mehr bei unentschuldigter Überziehung, so dass man jetzt schließlich mehr zahlt als die Bücher gekostet hätten, wenn man sie in der Buchhandlung gekauft hätte. Ist man so gestrickt, wie ich nun einmal gestrickt bin, überzieht man ab dem Moment quasi automatisch und instinktiv. Weil man auf keinen Fall überziehen sollte! Das ist selbstverständlich zwanghaft und kann von keiner Bücherei berücksichtigt werden. Je klarer ihm das ist, desto zwanghafter überzieht der zwanghafte Charakter, bis er entweder darauf verzichtet, Bücher aus der Bücherei auszuleihen oder bankrott ist.

5 Lesekreismäßig

Der Lesekreis in der Stadtbücherei T., von dem ich vor Jahren eingeladen worden war, vorzulesen und über mein letztes Buch zu diskutieren, bestand, wie alle Lesekreise, ausschließlich aus Frauen. Dabei hatten wir einmal einen Mann, sagte die Bibliothekarin der Stadtbücherei, gleichzeitig die Organisatorin des Lesekreises, mit offensichtlichen Bedauern, aber der ist leider vor ein paar Jahren verstorben. Das liegt nicht an der Mordlust der LesekreismitgliederInnen. Son-

dem in der Natur der Sache. Der Mann war über achtzig. Die Männer unter achtzig haben aufgehört zu lesen. Sie lassen lesen, höre ich von meinen LeserInnen und den BibliothekarInnen und den MitgliederInnen der Lesekreise. Und zwar von ihren Frauen. Die Frauen lesen also die Bücher, fassen für ihre Männer kurz den Inhalt zusammen, äußern sich über den Stil der Bücher und diese wiederum, die Männer, diskutieren dann am Stammtisch oder auf der Literaturseite der Zeitungen mit den anderen Männern, denen ihre Frauen erzählt haben, was in den Büchern steht und wie, über diese Bücher. In den Führungsetagen der Literaturproduktion und der Literaturrezeption sitzen die Männer. Die ganz wenigen, die noch selbst lesen und schreiben. Wir wissen und lassen das und betrachten statt dessen immer wieder den seltsamen jungen Mann, der offenbar neuerdings den Lesekreis der Stadtbücherei T. besucht. Der junge Mann hat lange schwarze Haare, schmale Hände und ein bezauberndes Lächeln. Wenn er die Haare in den Nacken wirft, was er jedes Mal tut, bevor er sich äußert, sieht er fast aus wie ein Mädchen. Er liest offenbar Tag und Nacht und kennt sich aus. Wir älteren Damen des Lesekreises (stets 40 und plus!) hängen an seinen schön geschwungenen, blassroten Lippen.

6 Erotisch

Haben Sie schon einmal diese Werbung im Fernsehen gesehen? Zuerst sieht man eine Bibliothek. Kameraschwenk auf hohe Bücherregale, Nischen zwischen den Regalen. Dann kommt der Ton: Ein gewisses Keuchen, Stöhnen, Begeisterung! Eine weibliche Stimme (oder kommt zuerst die männliche Stimme? Egal!)

Sie: Lass es uns tun! (oder so ähnlich ...)

Er: Wir haben es doch noch nie getan.

Sie: Einmal müssen wir es ja zum ersten Mal tun.

Er: Du meinst also, wir sollten es hier tun?

Kameraschwenk in eine Büchernische hinein: Ein junger Mann und eine junge Frau stehen eng beieinander und an das Bücherregal gedrückt und öffnen ein Joghurt. Fragen Sie mich nicht, welche Marke. Ich schaue nie Reklamesendungen, aber einmal ist eben immer das erste Mal.

Schön wär's schon in einer Bibliothek gewesen. Statt im Hummelhofwald. Oder auf dem Rücksitz von Papas Auto. Oder im Parkbad unter der nassen Decke. Schön wäre vor allem der Geruch gewesen. So ein trockener, sauberer Geruch. Und die Stille. Man hätte statt Kindergeschrei oder Motorengeräuschen oder der schrillen Pfeife des Bademeisters nur manchmal das Rascheln von Buchseiten gehört. Die Sonne hätte beim Fenster herein geschienen und wäre auf die zweite Bücherreihe von oben gefallen: Französische Literatur



Foto: Silke Rabus

► BibliothekarInnen und LeserInnen beim gut besuchten BVÖ-Kongress

von D bis G. Duras hätten sie freilich in der Bücherei am Spallerhof nicht gehabt. Genet auch nicht. Dafür wahrscheinlich Gide. Ganz bestimmt Dumas: „Der Graf von ...“ na, Sie wissen schon. In dem Buch gibt's drei Typen von Frauen, hat mir einmal eine Schriftstellerkollegin, die ein Stipendium in dem italienischen Ort hatte, in dem ich seit Jahren meinen Sommer verbringe und mit der ich damals mehrere Ausflüge in die umliegenden Dörfer und Klöster unternommen hatte, gesagt, nämlich die Mutter, die Hure und die Madonna. Ich hatte zwar vor Urzeiten „Der Graf von Monte Christo“, na eben, es gibt Titel, die vergisst man nicht, auch gelesen, erinnerte mich aber inhaltlich an gar nichts. Und die Männer, sagte die Schriftstellerkollegin damals in Italien zu mir, wir fuhren gerade zum Felsenkloster von Subiaco hoch, daran erinnere ich mich ganz genau, die Männer sind allesamt Helden.

7 Als Mordschauplatz

In der Bibliothek liegt eine Leiche. In der englischen Kriminalliteratur ist nichts selbstverständlicher als das! So selbstverständlich, dass sich Clarissa, die Frau eines Diplomaten des Außenministeriums in dem Kriminalstück „Im Spinnennetz“ von Agatha Christie prophylaktisch fragt: „Was wäre, wenn ich eines Morgens herunterkäme und eine Leiche in der Bibliothek fände. Was sollte ich tun?“ Clarissa sollte in einem anderen Krimi von Agatha Christie nachlesen: „Die Leiche in der Bibliothek“. Miss Marple zeigt, was man in so einem Fall tut. Man kann es auch selbst tun. Im Internet gibt es drei Folgen



Foto: Regine Hendrich

▶ Dr. Johanna Rachinger, Prof. Dr. Lorenz Mikoletzky,
Mag. Maria Seissl (v.l.n.r.)

des Schachkrimis „Mord in der Bibliothek“. „Ich habe mich gefragt: Was gibt es in der Schweiz?“, fragt sich Hitchcock am 13. August, welchen Jahres weiß ich nicht, auf der entsprechenden Seite von Haffmans „Rabenkalender“ („Ein literarischer Spruch für jeden Tag des Jahres“), die ich mir aufgehoben habe. „Milchschokolade, die Alpen, Volkstänze und Seen“, beantwortet er seine eigene Frage. Und weiter: „Mit diesen Elementen, die für die Schweiz typisch sind, habe ich den Film gefüttert. So mache ich es immer, wenn es möglich ist. Aber es muss wirklich mehr als bloßer Hintergrund sein. Man muss versuchen, alle diese lokalen Gegebenheiten in das Drama einzubauen. Die Seen müssen dasein, damit die Leute darin ertränkt werden, und die Alpen, damit sie in Schluchten stürzen.“

Obwohl der Angelsachse nun viele natürliche Möglichkeiten hat: Seen, den Atlantik, Hochmoore, die Rocky Mountains und so weiter, wählt er für seine Morde gerne die Bibliothek in allen ihren Formen: Die Privatbibliothek im Schloss des Landadeligen (Großbritannien), die große Studienbibliothek oder die Pfarr- oder Stadtbücherei. Warum? Ich meine, in der österreichisch-deutschen Kriminalliteratur wird ja kaum in der Bücherei gemordet. Oder habe ich da etwas Wesentliches übersehen?

Vielleicht begann ja alles mit dem vielen Regen in England. Klar, dass so ein Wetter Lesegesellschaften und -zirkel fördert. In Amerika war es vielleicht die Einsamkeit von wenigen Menschen in der Weite des Landes, die den Wunsch nach public libraries schürte. Wo es viel regnet und einsam ist, wird auch gemordet, und wir morden nun einmal am liebsten dort, wo wir – siehe Hitchcock – unsere nationale Identität zu haben glauben: Die Engländer und die Amerikaner sind eben stolz auf ihre Büchereien, die Deutschen auf ihren deutschen Wald

(ich glaube 90 % der „Tatort“-Morde geschehen im Wald) und der Österreicher auf seine Backhenderstation oder den Zentralfriedhof. Eventuell noch auf das Kloster und den Sessellift.

8 Konspirativ

Die Bücherei ist in der englischen Kriminalliteratur nicht nur beliebter Schauplatz für Morde, sondern auch für Konspiratives. Aber vielleicht hängt das ja zusammen. In englischen Agententhrellern kommt immer wieder die Bibliothek als geheimnisvolle Schaltstelle vorwiegend kommunistischer Agenten vor. Aber auch Miss Marples berühmter Mr. Stringer, meiner Kenntnis nach keine Agatha-Christie-Figur, sondern eine Erfindung der Margaret Rutherford-Agatha-Christie-Filme, ist Leiter einer Stadtbibliothek. Als solcher ist er ein wenig ängstlich, ein wenig täppisch, sehr moralisch, ehrlich, pflichtbewusst und subversiv zugleich, eine Mischung, die bei unseren Bibliothekaren historisch nicht gewachsen ist. Mr. Stringer jedenfalls schreckt nicht davor zurück, in den übelsten Kneipen und Notariaten zu recherchieren, über die Zäune ehrbarer Bürgerhäuser zu klettern und Miss Marple jederzeit die Räuberleiter zu machen. Mr. Stringer ist um die siebzig. Da sind John Le Carres Helden jünger oder zumindest flotter und melancholischer. Sie scheinen alle aus den englischen Eliteuniversitäten zu stammen, an denen die Träume von sozialer Gerechtigkeit und hochmütigem Standesdünkel gleichermaßen geträumt wurden. Zur intellektuellen Konspiration passt die Bücherei. Bei uns und in Italien muss sie eher brennen (siehe Ecos „Der Name der Rose“). Überhaupt kommt es mir so vor, als wäre unser – behaupte ich jetzt einfach einmal – gebrochenes literarisches Verhältnis zur Bücherei mit dem Faschismus verbunden. Immerhin haben wir Bücher verbrannt. Wir haben Bücher von jüdischen Autoren aus den Büchereien verbannt, auch Bücher von Sozialisten, Kommunisten, einigen Katholiken und wahrscheinlich auch Bücher von Homosexuellen. Eigentlich war der Faschismus überhaupt gegen die Literatur. Ab Dezember 1941 durfte pro Büchereibesuch nur mehr ein Roman ausgeliehen werden. Die Sachbücher wurden gefördert. Und Sachbücher, behaupte ich, sind immer ideologisch. Elias Canetti fasst unser deutsch-österreichisches Verhältnis zur Bibliothek in „Die Blendung“ zusammen: Der geistige Mensch, der mit und in seiner Bibliothek lebt, wird bedrängt und letztlich verdrängt von der rohen Gewalt seiner Putzfrau. Eine Idee, auf die Borges zum Beispiel nie käme. Bei uns liegt sie sehr nahe, wo doch noch vor ein paar Jahren der beste Haider-Witz der war: „Kommt der Haider in eine Buchhandlung und steht mit seinen Büchern an der Kasse. Fragt ihn die Kassiererin: Soll ich's einpacken oder verbrennen Sie's gleich?“

9 Mythisch

„Fragte man mich heute nach dem Hauptereignis in meinem Leben, so würde ich die Bibliothek meines Vaters nennen. Tatsächlich glaube ich manchmal, nie aus dieser Bibliothek herausgefunden zu haben.“, heißt es in Jorge Luis Borges' Autobiografie. Und später: „Ich fand immer erst nach den Büchern zu den Dingen.“ Und tatsächlich beginnt Borges in seinem realen Leben 1938 in einer städtischen Bücherei in einem entlegenen Viertel von Buenos Aires zu arbeiten. 1946 wird er wegen antiperonistischer Äußerungen seines Postens als Bibliothekar enthoben und zum Inspektor für Hühner, Hähnchen und Kaninchen auf den städtischen Märkten gemacht. 1955, nachdem das Militär Peron gestürzt hat, ernennt die neue Regierung Borges zum Direktor der Nationalbibliothek. Ungefähr zu der Zeit wurde der seit seiner Kindheit an fortschreitender Blindheit leidende Borges zu blind, um zu lesen und zu schreiben. „In meinem Gedicht spreche ich von Gottes glänzender Ironie, mir gleichzeitig achthunderttausend Bücher und die Dunkelheit zu schenken“, schreibt Borges lakonisch in seiner Autobiographie. Als Peron 1973 durch Wahl wieder an die Macht kommt, legt Borges sein Amt als Direktor der Nationalbibliothek nieder. Innerlich bleibt er Bibliothekar. Die Bibliothek als mythischer Ort durchzieht seine gesamte Literatur. Als eine Art Gleichnis.

„Das Universum (das andere die Bibliothek nennen)“, heißt es zu Beginn der Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ in Borges' verwirrend sachlich-genauen Art Phantasmen zu beschreiben, „setzt sich aus einer unbegrenzten und vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Entlüftungsschächten in der Mitte, die mit sehr niedrigen Geländern eingefasst sind.“ Und, wenig später: „Ich behaupte, dass die Bibliothek kein Ende hat ... Die Bibliothek ist eine Sphäre, deren eigentlicher Mittelpunkt jedes beliebige Sechseck, und deren Umfang unzugänglich ist ... In der ungeheuer weiträumigen Bibliothek gibt es nicht zwei identische Bücher ...“ Borges sucht in vielen seiner Erzählungen, oder besser gesagt, seine Protagonisten suchen in vielen seiner Erzählungen – vergeblich – die eine Schrift, den einen Spruch, das eine Urteil, das alle Erscheinungen fasst und Zeit und Raum aufhebt, das ausgesprochene Mysterium also, so auch in der Bibliothek: „In irgendeinem Regal irgendeines Sechsecks (so dachten die Menschen) muss es ein Buch geben, das Inbegriff und Auszug aller ist: ein Bibliothekar hat es geprüft und ist Gott gleich.“ (151) Folge dieser Suche der Menschen sind Inquisition, Folter, Krieg, Mord und Selbstmord. Oder andersherum.

„Vielleicht trügen mich Alter und Ängstlichkeit“, heißt es am Ende der Erzählung „aber ich vermute, dass die Gattung Mensch – die einzige, die es gibt – im Aussterben begriffen ist, und dass die Bibliothek fortauern wird: erleuchtet, einsam, unendlich, vollkommen

unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim.“ (154)

Dazu fällt mir Haruki Murakami (Jahrgang 1949) mit seinem Roman „Kafka am Strand“ ein, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde. Auch dort haben wir eine mythische Bibliothek, auch dort haben wir ein Werk, in dem Bildung, Gefühl und Verstand, Metaphysik und Gewalt keine Gegensätze bilden. Was ich Borges als Lateinamerikaner in Hinblick auf seine Universalität zugestehe, verstimmt mich ein wenig bei Murakami. Ich frage mich: Darf er das als Japaner? Darf er die deutsche Romantik, die Klassik, die europäische Musiktradition einfach so verwenden? Ist das nicht Globalisierung in der Literatur? Muss er nicht differenzieren, abwägen, gegeneinander stellen? Aber vielleicht ist es ja nur unsere Provinzialität als Österreicher, Deutsche, Franzosen, Italiener etc., die uns in Europa daran hindert, eine Universalgeschichte der Niedertracht zu schreiben, oder literarisch an einer ewigen, mythischen Bibliothek zu bauen, „erleuchtet, einsam, unendlich, vollkommen unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim.“

10 Regelmäßig

Mein Freund Heinz und seine Frau Angi gehen regelmäßig in die Bücherei. Alle drei Wochen. Sie kommen mit einem ordentlichen Stapel Bücher heim, lesen den Stapel in der vorgesehenen Zeit durch und bringen ihn termingerecht zurück. Heinz sagt, die Bücherei strukturiere sein Leben. Ohne die Eckdaten Ausleihe- und Rückgabetermin zerbrösle sein Leben. Heinz schreibt auch. Da er aber im Gegensatz zu mir kein Kind hat, braucht er die Bücherei. Sonst läge er den ganzen Tag im Bett. Er liegt auch so den halben Tag im Bett, aber mit Büchern. Was durch das Schriftstellertum absolut gerechtfertigt ist. Sonst müsste man sich ja schämen. Einfach so im Bett liegen und unbelesen bleiben, während andere Schriftsteller stropheweise Gedichte in ihnen fremden Sprachen jederzeit während ihres Besuches bei Ernst Jünger rezitieren können. Siehe Borges.

Angi arbeitet außer Haus. Bei ihr ist es wieder so, dass sie, wenn sie nicht die Eckdaten Ausleihe- und Rückgabetermin hätte, vielleicht gar nicht zum Lesen käme. Wer viel außer Haus ist, braucht seine Ruhe. Das muss nicht unbedingt lesen bedeuten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie leicht man dahin kommt, jeden Abend fernzusehen. Wenn man aber ganz genau weiß, dass das Buch, welches man zu drei Vierteln gelesen hat, in zwei Tagen zurück in die Bücherei gebracht werden muss, überlegt man sich's eben doch genau, ob man den „Tatort“ im NDR zum dritten Mal anschaut oder nicht doch lieber das zu drei Vierteln gelesene Buch fertig liest. Eigentlich müsste ich auch wieder regelmäßig in die Bücherei gehen. Aber seit

der Umstellung meiner Bücherei von Sachgebieten auf die Reihung nach dem ABC habe ich eine innere Sperre.

11 Gar nicht

Von der zehnten Art der Kunst, eine Bibliothek zu benützen, nämlich regelmäßig, gelange ich nahtlos zur elften Art, nämlich: gar nicht.

Unser Literaturbetrieb, wie er sich zur Zeit darstellt, ist geprägt von Kurzlebigkeit und Orientierungslosigkeit. Die Neuerscheinungen des Frühjahres überholen die des Herbstes und alles liegt in den Buchhandlungen zu hohen Bestsellerbergen aufgetürmt, ganz egal übrigens, ob ein Buch wirklich ein Bestseller ist oder nicht. Indem es auf dem Stapel der Besteller landet, soll es dazu gemacht werden. Und zwar egal was. Lebenshilfe und Sachbuch liegen neben dem literarischen Buch, das Buch der Woche neben den Memoiren eines schlechten Schauspielers oder eines noch schlechteren Schlagersängers, das in einer der wenigen noch verbleibenden literarischen Fernsehsendungen besprochene Buch wiederum neben dem letzten Kitschroman des letztklassigsten Kitschautos. Wobei

auch die Kriterien für das Buch der Woche und die der literarischen Fernsehsendungen undurchsichtig bleiben. Es gefällt eben Reich-Ranicki oder Elke Heidenreich, oder es gefällt ihnen nicht. Es gibt auch Bücher, die gerade verfilmt werden oder verfilmt worden sind und es gibt andersherum Bücher zum Film. Ich persönlich hasse besonders die Lebenshilfe-Bücher, die Ratgeber zur Gesundheit, Schlankheit, zum Rauchen-Aufhören, zum Buddhismus, zum Ausmisten, zur inneren Harmonie, zur richtigen Atmung, zu Feng Shui etc. Ich habe praktisch alles ausprobiert und bin immer noch nicht glücklich. Das ist doch Betrug – oder? Der Kunde, so weit er nicht sehr kundig ist, ist ratlos. Und greift schließlich zum Buch auf dem höchsten Stapel der Bestsellerstapel. Und das ist meiner Meinung nach eine große volksbildende Aufgabe der Büchereien: Das Durcheinander zu strukturieren, vernünftige Leseangebote zu machen, kurz, die verschiedenen Literaturlandschaften aufzubereiten. Früher bin ich in meine Bücherei gegangen, um einmal zu schauen. Je nach Leselust einmal zur französischen Literatur, dann zur amerikanischen, zur englischen oder zum Krimi oder zur Klassik, zur neueren

„Und das ist meiner Meinung nach eine große volksbildende Aufgabe der Büchereien: Das Durcheinander zu strukturieren, vernünftige Leseangebote zu machen, kurz, die verschiedenen Literaturlandschaften aufzubereiten.“

österreichischen Literatur oder zur Wissenschaft. Oft habe ich so Autoren für mich entdeckt. Jetzt muss ich vorher wissen, was ich will. Aber vielleicht bin ich nur zu altmodisch. Angeblich ist das alles ja heute am Computer möglich. Aber ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass ich mir auf dem Computer auch zu Hause einen Überblick verschaffen kann und dann geh ich eben in die Buchhandlung und kauf mir, was ich will. Angeregt werde ich, wie gesagt, wahrscheinlich aus ganz altmodischen Gründen nur, wenn ich vor den Bücherregalen stehe und in den Büchern blättern kann, und zwar nicht wahllos von A bis Z.

12 Schlafend

Es gibt den Büroschlaf, den Schulschlaf, den Schlaf im Stehen, in der Oper oder im Theater, den Vormittagschlaf und den Nachmittagsschlaf und den Sekundenschlaf, den ewigen Schlaf, Schlafes Bruder und den Bibliotheksschlaf. Während jeder ununterbrochen vom Büroschlaf spricht, spricht niemand von den vielen Schläfern in den Bibliotheken. Das liegt daran, dass wir das Codewort vergessen haben. Aber eines Tages wird es auftauchen in einem der Bücher und weitergegeben werden von Bibliothek zu Bibliothek und die Schläfer werden, einer nach dem anderen, erwachen.

13 Deutsch

1898, lese ich, wurde die erste kommunale Bibliothek Deutschlands in Charlottenburg ins Leben gerufen. Wenn sie auch möglicherweise inzwischen umgezogen ist, so war in Charlottenburg doch auch meine erste Bücherei in Berlin. Ich habe von 1991–1998 dort in der Seelingstraße gewohnt, meine Bücherei war in der Nehringstraße, gleich ums Eck. Abgesehen davon, dass ich auch in dieser Bücherei, so wie in sämtlichen Büchereien vorher und nachher, meine Schwierigkeiten mit den Ausleihe- und Abgabeterminen hatte, hat meine Tochter dort sämtliche „???“ und alle Folgen von „Die schwarze Hand“ kennen gelernt.

Eines Tages erschienen zwei Frauen in der Bücherei und verlangten die Entfernung meiner Bücher. Ich meine jetzt der Bücher, die ich selbst geschrieben habe. Das war so: Ich hatte im Buchhändlerkeller

aus meinem im Haffmans Verlag erschienenen zweiten Buch „Mein erster Neger“ gelesen. Schon während der Lesung hatte eine Schwarze den Buchhändlerkeller verlassen. Zwei ihrer (weißen) Begleiterinnen blieben sitzen und sprachen mich später, draußen, auf der Straße an. Sie sagten, es sei menschenverachtend und imperialistisch/aggressiv von mir, „Neger“ zu schreiben. Ich sagte, die Bezeichnung Neger sei ironisch gemeint. Ende der fünfziger Jahre, in denen die Geschichte spiele, habe niemand „Schwarzer“, sondern alle nur „Neger“ gesagt und das wolle ich in meiner Geschichte nicht verschweigen. Außerdem sei sie aus der Perspektive der damals 10-Jährigen erzählt, die unmöglich „Mein erster Schwarzer“ hätte sagen können. Und dann sagte ich noch, in Paris, wo ich einige Jahre gelebt hätte, habe immer der eine, der Schwarze, zum anderen, dem Weißen, „Na Jude, wie geht's heute?“ gesagt und dann habe der Weiße dem Schwarzen ungefähr so geantwortet: „Nicht schlecht, und selbst, Nigger?“ Die beiden Frauen sagten nichts. Wenig später bekam ich einen Brief, adressiert an Frau Margrit Schreiber aus dem Hassmann-Verlag, in dem stand unter anderem, dass Generationen von Schwarzen ein Weißbrot namens Margrit Schreiber verfluchen werden. Und dann war da noch was mit einem Stein an meinem Fenster und einer Warnung, die auf einem drum herumgewickelten Papier stand, aber das habe ich wohl verdrängt. Ein Fluch reicht! Ein gutes halbes Jahr nachher haben die beiden Frauen dann offenbar noch versucht, meine Bücher aus der Stadtbücherei Charlottenburg entfernen zu lassen. Jedenfalls hat meine Bibliothekarin von zwei Frauen berichtet, die davon gesprochen hätten, jede einzelne Bücherei in Berlin aufsuchen zu wollen, um zu verhindern, dass dort Bücher von mir stünden ...

14 Polnisch

Kürzlich war ich auf einer Lesereise in Polen.

Die polnische Bibliothek ist ein Rätsel. Das heißt, die polnische Bibliothek ist kein Rätsel, sondern die österreichische Bibliothek in Polen ist das Rätsel. Wahrscheinlich ist die österreichische Bibliothek weltweit ein Rätsel. Warum, weiß ich auch nicht. Ich habe noch keine wirklich zu Gesicht bekommen. Nur verschiedene Bibliothekarinnen, die stets versichert haben, dass sie Bibliothekarinnen in der österreichischen Bibliothek seien. Wir haben auch in Vorräumen und Gästeräumen und Sprachunterrichtsräumen der österreichischen Bibliotheken Cola und Kaffee und Wasser getrunken, aber wirklich gesehen habe ich keine einzige. Nicht dass ich unbedingt eine österreichische Bibliothek in Polen hätte sehen müssen oder wollen. Gar nicht. Ich hätte eher sollen. Hatte ich den Eindruck. Dann aber doch wieder nicht. Die Lesungen fanden jedenfalls hauptsächlich auf den

Unis statt. Ach, wissen Sie was: Vergessen Sie die Sache mit den österreichischen Bibliotheken in Polen.

15 Saeki-san-do

In dem 637-Seiten-Roman „Kafka am Strand“ des japanischen Kulturauteurs Haruki Murakami geht es um Sein und Bewusstsein, um Erinnerung und Amnesie, um die Sprache der Menschen und die Sprache der Katzen, um Krieg, Gewalt, Mord. Und um Angst und um Zorn. Um Vergebung und Gnade. Um Verlust und Bewahren. Um das Leben und um den Tod. Es geht, neben der Romantik und dem deutschen Wald, Hiroshima und einem weißen schleimigen Ungeheuer, das getötet werden muss, auch um eine Ödipus-Geschichte. Ein fünfzehnjährige Schüler reißt von zu Hause aus, tötet seinen Vater und schläft mit seiner Schwester und seiner Mutter. Vielleicht. Denn Ödipus ist ein Mythos. Aber ein gültiger. Und die Verantwortung, heißt es mehrmals in dem Roman, beginnt nicht erst in der Realität, sondern bereits im Traum. Rettung, sowohl des Individuums als auch der Gesellschaft, ist nur möglich durch Erinnerung und Loslassen der Erinnerung, durch Zorn und Vergebung und Mitleid. Und manchmal nur durch Mord. „Kafka am Strand“ ist eine Art Harry-Potter-Roman auf Bildungsniveau. Deshalb ist auch nicht Hogwarts Schauplatz und Zentrum des Geschehens, sondern eine kleine Bibliothek in Nakone. Die mythische Mutter ist Bibliothekarin. „Wir alle verlieren ständig Dinge, die uns wichtig sind.“, heißt es auf Seite 632 von „Kafka am Strand“. „Wichtige Gelegenheiten und Möglichkeiten, oder unwiederbringliche Gefühle. Das macht das Leben aus. Aber in unserem Kopf – oder vielleicht sogar der Kopf selbst – ist ein kleines Zimmer, in dem diese Dinge als Erinnerungen aufbewahrt bleiben. Ein Zimmer wie unsere Bibliothek. Und um über unseren genauen geistigen Zustand auf dem Laufenden zu sein, müssen wir die Karteikarten in diesem Zimmer ständig ergänzen. Wir müssen es reinigen, lüften und das Blumenwasser wechseln. Anders ausgedrückt, man lebt auf Ewigkeiten in seiner eigenen Bibliothek.“



► **Margit Schreiner** ist Autorin und lebt in Linz. Ausgewählte Werke: Die Rosen des Heiligen Benedikt (1989), Mein erster Neger (1990), Haus, Frauen, Sex (2001), Heißt lieben (2003), Die Eskimorolle (2004), Buch der Enttäuschungen (2005).